

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

183 (8.8.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Heidelbeerernte im Schwarzwald

Der Schwarzwald ist in allen seinen Teilen reich an Heidelbeeren. In den oberen Berglagen der Ostbau nur mehr dürftige Erträge zu erzielen, gedeiht an weitausladenden Hängen und Höhen, in dichten Wäldern und in verschwiegenen Schlagen die Heidel- oder Blaubeere. Alljährlich werden gar viele tausende Zentner dieser wohlschmeckenden, bekömmlichen und der Gesundheit sehr zuträglichen Waldfrucht geerntet und in dieser wirtschaftlich armen Zeit kann es nicht Wunder nehmen, wenn die Zahl der heimischen Beerenpflücker mit jedem Jahre stark anwächst.

Zur Zeit der Heidelbeerernte, die im Juli in mittleren und höheren Regionen des Schwarzwaldes in vollem Gange ist, in den obersten Berglagen aber erst im August einsetzt und sich bis in den vorletzten September hinein erstreckt, wo die sogenannten „Nagernte“ noch einmal beachtliche Erträge liefert. Ziehen nun Tag für Tag ganze Gruppen heidelbeererntender Talbewohner, meist ganze Familien — Vater, Mutter mit sämtlichen Söhnen und Töchtern — mit Krügen und Körben und Eimern bewaffnet über den Berg, hinauf zu den lebenden Berggipfeln, deren bekannteste Teile bald überlaufen sind. Dieser Umstand hat ebenfalls dazu geführt, daß die berufsmäßigen Beerenpflücker heute eine besondere Erlaubnis der Gemeinde benötigen, in welcher das Beerenfeld liegt. Solche Beerenpflücker, die sich nicht im Besitze eines Erlaubnisgesetzes zum Sammeln befinden, haben eine nicht geringe Geldstrafe zu gewärtigen. Auch Sonnenschirme und Kränze sind es nicht mehr wie ehemals gestattet, nach Belieben in den staatlichen, gemeindlichen und privaten Forsten zu lustwandeln und nach Herzenslust zu pflücken. Immerhin, die Gebühr, die meist erhoben wird, ist nicht allzu hoch und in jedem Jahre bringt die Heidelbeerernte dem fleißigen Pflücker eine nicht zu unterschätzende Einnahmequelle. Die Früchte sind beliebt und in den Kurorten, im Tal, bei den Großhändlern und auf dem Markt kann man sie isofant absetzen. Da und dort durchstreifen noch heutzutage, wie schon vor Zeiten, beerenliebende Gruppen mit ihren bis zum Rande gefüllten Krügen, die sie auf dem Kopfe tragen, Dörfer und Städte und finden mit ihrem freudigen Ruf „Kannst Heidelbeeren“, daß die Ernteseite der traditionellen Schwarzwaldbeerenfrucht begonnen hat. Die Hausfrauen lieben es, die frisch, aromatischen Waldfrüchte zu erheben, teils zu Einmachwecken, teils zur Verfeinerung von Heidelbeereis, dem man bekanntlich nachgibt, er laufe „feurig wie Sadel aus dem Gurgel“.

Das Pflücken der Heidelbeeren geht bei geübten Sammlern oftmals überaus schnell vonstatten. In frühesten Morgenstunden betreten die Beerenpflücker gewöhnlich die Beerensträucher; bei Sonnenaufgang sind die Geschirre bis oben an gefüllt. Oft nähigen aber auch ganze Familien in der Nähe der Beerenhöfen, um nicht abends ermüdet zu Tal gehen und anderntags mühevoll die feilen Bergpfade wieder emporsteigen zu müssen. Untofen haben ja viele beiseitigen Beerenliebhaber gewiss nicht viele. Denn diese waischen, professionellen Beerenpflücker verkaufen ihren Mundvorrat schon drunten im Tale in einem großen Kuchend und während der Reisezeit wird am Tage nur ein oder zweimal „gepöppelt“ und laurer Most zum Durstlöcher geliebt. Die Familie aber, die dann nach einer Woche hinger Ernteseite drohen in einjamen, oft dichthängigen Hochforsten mit mehreren Zentnern frischer großer Blaubeeren beladen den Talweg entlang, schmunzelt ob ihres nun winkenden Mammons.

In den letzten Jahren konnte man in vielen Bergabseiten beobachten, daß die Beerenpflücker, um ihre Arbeit flotter voranzutreiben zu können, das sog. „K e f f“ benützen, d. i. ein höherer Schaufelkamm zum Durchkämmen der Sträucher, mit dem gemachte Sammelkörbe oft 60—80, ja schon 100 Pfund Beeren in einem einzigen Zug abkammern. In jüngster Zeit ist aber die Benützung des Keffs in verschiedenen Waldstrichen untersagt, da diese Art von Abkammern Beerensträucher abträglich ist und die Stauden häufig zerlegt werden. Zudem reifen ja die Blaubeeren sehr ungleich, sodass beim Reifen auch viele grüne und unreife Früchte mitabgeerntet werden. Aber über übel sind die Beerenliebhaber daher gezwungen, das etwas mühsamere im ganzen aber doch sorgsamere und lohnendere Vorgehen der Blaubeeren mit der Hand vorzunehmen; die auf diese Weise geernteten Beeren leben übrigens auch viel appetitlicher aus, zumal sie beim Reifen leicht verbürd und zerquetscht werden. Ganz ge-

wandte Heidelbeerernte können auch beim Pflücken mit der Hand an sehr ertragreichen Stellen in einem Tage 20—25 Pfund zusammenbringen; da man für das Pfund heute 30—35 Pfennig bezahlt, so wird ohne weiteres ersichtlich, daß es heutzutage nicht zu den unfruchtbarsten Beschäftigungen gehört, wenn man, wie es im Volksmund heißt „in die Heidelbeeren geht“.

Seiner dürfte die Heidelbeerernte im Schwarzwald wieder recht befriedigend ausfallen sein. In vielen Distrikten sind die Ergebnisse als reichlich zu bezeichnen. Im nördlichen Schwarzwald scheinen die Wälder der Enz und Nagold besonders mit Heidelbeeren geeignet zu sein. Ein helles Erntegebiet bildet das Hochwaldgebiet bei Calw und Wildbad, dann das Forstgebiet rings um den Hochloß, bei Beienfeld und Enzklösterle, bei Kastenbrunn und der Teufelsmühle. Auch die Gebirge oberhalb dem Döbel und Herrenalb wie überhaupt das Albtal liefern recht ansehnliche Erträge an Blaubeeren; die Bevölkerung der badischen Landeshauptstadt wird überwiegend mit Blaubeeren aus diesen Gebieten versorgt; dann auch findet sich die Beere in sehr verbreiteter Maße im ganzen Murgtal. Zu den ergiebigsten Heidelbeerengebieten Deutschlands zählt übrigens das Calwer Wald; in manchen Jahren wurden hier und im Oberamt Calw bis zu 10 000 Zentner Beeren geerntet. In den letzten Jahren haben die Erträge nachgelassen, wohl infolge Ueberhandnehmens eines Pilzes; die befallenen Sträucher werden gelblich und stehen schließlich ganz um. Doch ist nicht zu befürchten, daß der Beerenertrag dadurch noch weiter in Frage gestellt wird, weil nur ältere Sträucher erkranken und diese durch die Senke des Strauchens wieder verjüngt werden.

Ausgedehnte Heidelbeerernte findet man übrigens auch in den Forsten und auf den Kammern bei der Hornisgrunde und der

Badener Höhe, ferner im Freudenstädter Waldgebiet und im Ansbach am Kniebis, bei der Zuffucht, am Zwieselberg, beim Ruchstein und den umliegenden, sowie im ganzen Waldgebiet des Necktales bis hinauf zum Mooskopf. Weit aus die höchsten Erträge liefern aber die viele Quadratkilometer umfassenden Berggebiete des südlichen Schwarzwaldes, die weiten staubehewachsenen Mattenflächen und vielgestalteten Höhen und Hänge zwischen Feldberg und Selchen. Von Ende Juli bis Mitte September erscheinen diese hochgelegenen Berggipfel, darunter namentlich der Stübchenwald, Schausinsland, das Herzogenhorn und Spießhorn, der Randel und alle dazwischen gelegenen freien Gebirgsstufen zwischen 1000 und 1400 Meter als einzigartige Heidelbeerplantagen, in denen Hunderte und Aberhunderte Beerenliebhaber wochenlang ein kaum zu beschreibendes Erntefeld vorfinden. An verkehrten Tagen sieht man auch öfters den ganzen Personalstamm der Bergbahnen bei der Erntearbeit, um gleich am nächsten Tag die Vorräte zu Erneuerung für den Winter für ihre Gaststätten einzuhelfen. Nicht nur in Bezug auf Menge, sondern auch hinsichtlich der Güte sind die Heidelbeerernte der obersten Bergregionen des Schwarzwaldes als hervorragend anzusehen; die Stauden stehen dort an gewissen Stellen halb- bis dreiviertelmeterhoch auf, erreichen so das Pfücken der Beeren, die an solchen Stellen vielfach Pflichtengröße erreichen und ein besonders feines Aroma in sich bergen.

Die Heidelbeere ist so in jeder Weise für den Schwarzwald und seine Bevölkerung und damit für das ganze badische und württembergische Land ein sehr gewichtiges wirtschaftliches Faktor, dem in Zeiten wirtschaftlicher Krisen, wie der gegenwärtigen, sicherlich eine hohe Bedeutung zukommt.

Das Testament

Von Kurt Diefenburg

Der Weinbergsbesitzer W., Eigentümer einer Villa mit liebevoll gesammelten Kunstschätzen, Herr über riesige Kellereien, über sonnenüberflutete Nebenhöfe am rechten Rheinufer, Inhaber beträchtlicher Aktienpakete und anderer irdischer Dinge, — starb an den unbedeutenden Folgen einer alltäglichen Operation.

Die makoll erschütterte Witwe — einige aufregende Stunden mit der Schneiderin, die unersichtlich für die elegant-einfache Trauerkleidung zu sorgen hatte, lagen hinter der Bedauernswerten — fand im Schreibtisch ihres Gatten hinterlassene Aufzeichnungen über die Vermögensverhältnisse. Darin bestimmte der Verlebte: die Aufzählung habe im Mittelraum der Kellerei zu erfolgen, das Thema der Predigt im Krematorium wurde vorgeschrieben, ebenso die Musikstücke, die beim Verleihen des Sarges zu spielen seien (Werke feierlichen und feierlichen Inhalts), die Witwe müsse drei Tage im Privatbüro des Geschäftsbüros und jeweils drei weitere Tage im Schlaf- und Arbeitszimmer des Verstorbenen aufsitzen.

Als die Witwe soweit gelesen hatte, trübten Tränen ihre Augen und weinend sank sie in einen der farbenfreudigen, buntdruckten Kretonesseln. Die Ergrüblerung währte allerdings nicht lange, denn rasch kam ihr die gesellschaftliche Bedeutung der Beerdigung zu Bewußtsein.

Sie verließ sich wieder in die Lektüre des Testaments: die Witwe mußte feierlich und offiziell in der Familienratung beigestellt werden; Kellerei und Clubs — der Tote war ehren- und geadelbar — in zahlreichen Vereinen Mitglied — möchte Neben halten und Blumenpenden niederlegen; als Abzuschluß der Bestattung solle der bekannte Schauspieler K. vom Staatstheater — für ein Honorar von 8000 Mark — auf seine bekannte urkomische Weise drei Lieblingssätze des Verstorbenen vortragen.

Es folgte nun der Vorwurf dieser drei kleinen pointierten Geschichten, die inhaltlich so gelassen und unmaßig waren, daß die erschütterte Witwe mit einem halb unterdrückten Schrei aus dem buntdruckten Kretonesseln flog und der lange Trauerkleider einen stark entrüsteten Vorgesang nach oben beschrie.

Geweiht erreichbar, wurde sogleich die Familie zusammengerufen, um gemeinsam zu beraten.

Es wäre zu bitter, die einzelnen Phasen der Entrüstung und Trauer ob solcher Trivialität zu beschreiben; Leger, mit Romit anpaart, verstimmt die Verwandten. Nach eingehender Beratung einigten sich die Hinterbliebenen, den letzten Willen der Verlebten zu befolgen. Diejenige Eingriff in den Willen der Toten glaubte man der Würde und gesellschaftlichen Stellung der Familie schuldig zu sein. Dank diesem einmütigen Familienbeschluss nahm die Beerdigung unter interessierter Teilnahme der Stadt einen durchaus würdigen Verlauf.

Einige Zeit nach diesem Ereignis wurde im engsten Familienkreis und in Gegenwart eines befreundeten Notars das Testament eröffnet. Die Größe der Hinterlassenschaft übertraf die kühnsten Erwartungen: Aktien der besten Unternehmungen des Landes, Beteiligungen an fremden Kellereien, Häuser und Grundstücke, Bankkonten in Holland und der Schweiz, — die Witwe sah einen goldenen Streifen am Horizont ihrer künftigen Tage. Sie war die rechte Frau der Stabi.

Aber auch diesem schriftlich abgesetzten letzten Willen folgte ein bedenklicher letzter Satz. Habe man an seinem Grabe die drei „pointierten“ Geschichten nicht erzählt, so falle das gesamte Erbe an Paulus, Marie S., Tochter im Bierbrauerei K. — Frau Sohn und Tochter seien auf Erbe zu setzen. Um unnötige Streitigkeiten zu sparen, sei ein Duplikat des Testaments bei Justizrat V dem Rechtsvertreter von Fräulein Mariechen S., hinterlegt, um zwar unter gleichzeitiger Befähigung einer amtlichen Bestätigung seines Gesundheitszustandes bei der Abfassung des Testaments.

Diesesmal beschrieb der lange Trauerkleider der Witwe eine lang melancholischen Vorgesang nach unten. Eine Ohnmacht — o erkrankt oder geliebt, war nicht festzustellen — hielt die Untröstliche umfängen.

Nach Beendigung des Trauerjahres verlobte sich der einjährige Sob des verstorbenen Weinbergsbesitzers W. mit Fräulein Marie S. In der Gesellschaft spricht man von einer romantischen Liebesheirat. Aber einige Zweifel an dieser Liebe tauchten auf, als die Witwe mütter die Jugend, Bescheidenheit und körperlichen Vorzüge der Braut überall besonders stark betonte.

Die Himmelschühe

Novelle von Louise Schulse-Brüd
Copyright by W. Bieder Verlag, Leipzig
(Nachdruck verboten.)

„Was wollt Ihr da noch? Habt Ihr noch nicht genug Unheil eingebracht? Wollt Ihr leben, wie sie stirbt? Dann braucht ihr ja keine Angst mehr zu haben um Euren Franz. Dann habt Ihr ja Euren Willen, dann braucht Ihr uns ja nicht mehr zu neigen und Giebste aus uns zu machen.“

Aber der Halbes-Bauer starrte immersu auf das Mädchen und dann auf das große Tuch mit dem bestroten, breiten Rand, das um die Schultern der Kranken lag.

„Die Vliett“, murmelte er. „Die Vliett ist das gewesen in der Nacht! Du weißt ich das, die hat das aufgebracht.“

„Und er kam dann auf das Bett, habte prüfend das Tuch, wendete sich um. In der Tür blieb er stehen und sah die Vlies haferfüllt an.“

„Ihr habt gut Eure Hand aufheben dafür, daß Ihr nicht auf der Welt wart und nichts aus dem Haus geholt habt. Die da ist das gewesen, jetzt weiß ich das, das Tuch hat sie angehabt, darauf hab ich auch meine Hand auf.“

Er stapfte schmer hinaus. Noch auf dem Türe hörte man sein hämisches Aufschauen.

Die Vliese-Vlies schrak einen Augenblick fertig zusammen. Aber dann bemühte sie sich wieder um die Vliett. Der geistliche Herr war geblieben, er herührte ihren Arm.

„Vlies, ich schide nach dem Doktor.“

Sie nickte verzweifelt.

„Der ist in der Wühl draußen. Aber wo ist denn gleich einer, der da raus läuft?“

Der Doktor lächelte ein wenig:

„Ich, ich weiß schon jemanden.“

Die Vliese-Vlies fuhr fertig herum:

„Der nicht! Keiner von der Sippigkeit! Ich will nicht!“

Der Doktor fand schon an der Tür.

„Der, der am schnellsten ist, Vlies“, sagte er rübia. „Und der ist am schnellsten. Er kann mein Pferd nehmen. Da schickt Euch drein, Vlies.“

Aber Ihr seid in eure Rage gekommen und habt nicht mehr an die Vliett gedacht.“

Er beobachtete sie unter seinen hübsigen weißen Brauen hervorstach und ärgerte sich.

„Ja, ja, Vliese-Vlies, ich hab' die ganze Historie gehört. Sie haben Euch ja arg mittelgeteilt, die Bauerköpfe. Und der Tote am ärgsten. Aber das war immer ein unheilbarer Geistes, dem alles quer und verkehrt angepackt ist im Leben, weiß er alles quer und verkehrt angepackt hat. Und der ist überhaupt in den letzten Wochen schon nicht mehr so ganz richtig im Kopf gewesen. Der hat zuviel Schnaps getrunken alle Quartale, der hat nicht mehr gewußt, was er getan hat. Dem dürft Ihr das nicht so antworten.“

Die Vliese-Vlies hörte veronnen zu und sah eine Weile still. Dann drehte sie sich plötzlich herum und sah den Doktor voll an:

„Herr Doktor, Sie haben schon ein ganz Teil mitgemacht und angegeben im Leben. Und da müßt ich Sie was fragen. Warum loagen die Leute immer, den Mannsleuten dürft man alles nicht so übernehmen? Warum denn nur den Frauensleuten?“

Der Doktor sah sie erstaunt an:

„Wie meint Ihr das, Vlies? Worau müßt Ihr hinaus?“

Die Vliese-Vlies beugte sich dicht zu dem Doktor:

„Worau? Darauf, daß die Mannsleute das Brae haben, zu tun, was sie wollen. Wenn ich älte Schnaps trinke, daß ich nicht mehr richtig in meinem Kopf wäre, da tät jeder loagen, die Vliese-Vlies ist eine Schand für die Menschheit, und tät mir alles, was ich anstiften tät, wenn ich zu viel Schnaps getrunken hätt, doppelt und dreifach antöndnen. Hts nicht so? Und dann, Herr Doktor, Ihr müßt ja, die Vliett ist des Halbes-Fris Kind — und Ihr wißt auch, wie das ausgegangen ist bei der Hochzeit vom Halbes-Fris. Ich hab fortergemußt aus dem Dorf, hab meine Schimpf und Schand im Niederland verstanden müssen, hab die Augen nicht aufschlagen dürfen vor den Leuten. Und wie mir die Leute vom Halbes-Fris das jetzt machen, das müßt Ihr auch. Er ist nicht verschimpfirt gewesen, er ist led hier herumgegangen und hat sich wohl noch didacten damit, wie er mich unehrlich gemacht hat. Ihm hänat das nicht an und geht ihm nicht nach und seiner Familie nicht, und auf seinem Grabstein, da kann stehen „der ehrlame“.“

Sie schweig einen Augenblick. Sie war blaß und maeret geworden in diesen Worten, ein grüßlicher Zug lag auf ihrem Gesicht.

„All die Müht, wo ich bei der Vliett gefessen hab, ist mir das im Kopf herumgegangen, immersu, immersu wie ein Mühtrod, das immer vom Wasser getrieben wird und nicht zur Ruhe kommen kann. Und ich hab dran gedacht, wie der Sär uns das festhin ausgelegt hat in der Predigt vom Sankt Paulus, der gesagt hat, das Weib schweige in der Gemeinde! Weil die Männer alle so Sachen besser verständen und überhaupt so viel achelteter wärien wie die Weiber. Weil sie mehr Einsicht hätten und Verantwortung.“

tung. Ja, warum haben denn da in der einen Sache die Weiber allein Einsicht und die Verantwortung und die Männer nicht und die Weiber die Schand und die Männer nicht? Und mei armes Kind, das soll ein Schandfleck sein für die Familie, aus dem einer sein Vater ist? Ich hab gelesen und gedacht und gedacht und mein Kopf, der ist ganz toll geworden und ganz dumm, und ich hab gefast, es gibt keine Gerechtigkeit vor unierem Herrgott und vor der Welt.“

Der alte Doktor strich langsam über seinen weißen Bart. De war seine Art, wenn er nachdachte. Und aus seinen alten klugen Augen sah er die Vliese-Vlies halb traurig, halb humorvoll an:

„Ja, ja, Vliese-Vlies“, sagte er, „so ist das in der Welt! Ni freilich vergeht Ihr, Vliese-Vlies, daß nicht am Mannsvolk goralfen die Schuld ist. Gehörnen immer zwei zu so einer Sündmenschen hätt eine Sünd ist.“

Die Vliese-Vlies fuhr auf. Er drückte sie leise auf den Schulter.

„Lacht nur, Vlies, ich weiß schon. Braucht nichts zu loagen. Ur was Ihr gelobt habt, ei, Vliese-Vlies, das ist ja bald, als wärd Ihr eine von den neumodischen Weibern, die tun, als ob das ne ihnen eine ganz neue Erfindung wärd. Freilich, Vliese-Vlies, d Menschen haben das so gedreht — vielleicht ist das so gekommen weil dem Paulus sein Gebot, „Das Weib schweige in der Gemeinde“, den Mannsleuten ordentlich zu Paffe gekommen ist in d Sache! Was meint Ihr, wenn die Weiber da hätten mitreden können, es wärd vielleicht anders?“

Er lächelte in sich hinein und holte seine Doje hervor ur schnippte umständlich. Aber dann wurde er wieder ernsthaft:

„Seht, Vlies, das ist freilich so. Auf des Halbes-Fris Grabstein da kann freilich stehen „der ehrlame“. Und wenn ihn damals sein Frau Kuber nicht mit dem Messer in der Hand gezwungen hätt und er hätt nicht geheiratet, dann hätt er mit großen Goldbuchstaben draufstehen: „Der wohlbeherrichte Junggefell“. Ja, ja, das ist so. Aber, Vliese-Vlies, merkt wohl auf — es kommt nicht vi darauf an, was mit Goldbuchstaben auf so einem Grabstein steht sondern darauf, was das für ein Mensch war, der darunterliegt. Und unter des Halbes-Fris Grabstein, da hätt ein armer Haut Staub der einmal ein Mensch war, der sich und die ihm nakame unglücklich machte, bei so nichts recht nütze war und der sein bi schen armes Leben suket in Schnaps verduffelt hat. Aber wei auf Eurem Grab mal ein Grabstein steht, da hätt eine drunte die rechtshaffen aufgemaekt hat, wenn sie was aufzumachen hat — die sich gefast hat und gearbeitet und zu Ehren gebracht, so braucht keine „wohlbeherrichte Jungfrau“ draufzuhaben.“

(Fortsetzung folgt.)

V.
Nächstes Tage später sah die Vlies wieder in ihrem Badenstuhl. Die in der Kammer schlief die Vliett den Gelenksbesch, und der alte Doktor hielt einen Schwab mit der Vlies.
„Was braucht Ihr Euch mit der Sippigkeit einzulassen? Eure Stubenbür hättet ihr aufschlagen müssen, Euch davorstellen und loagen, hier wird nichts verborgen, daß ihr weiterkommt!“